VERÖFFENTLICHUNG DER REICHSSTELLE FÜR DEN UNTERRICHTSFILM ZU DEM ARCHIVFILM NR. B 25

Indianerkulturen aus dem Grenzgebiet Bolivien-Brasilien.

Ergebnisse der Forschungsreise 1933-1935

Dr. E. HEINRICH SNETHLAGE

(Aus dem Museum für Völkerkunde, Berlin.)

Coleção Emil Heinrich Snethlage
http://www.etnolinguistica.org/snethlage

Indianerkulturen aus dem Grenzgebiet Bolivien-Brasilien.

Ergebnisse der Forschungsreise 1933 — 1935

Dr. E. HEINRICH SNETHLAGE

Die für die südamerikanischen Sammlungen zur Verfügung gestellten Mittel der Arthur-Baessler Stiftung ermöglichten Mitte 1933 eine Sammelreise nach Brasilien. Sie führte in das Gebiet des bolivianisch-brasilianischen Grenzflusses Itenes oder Guaporé. Seine Nebenflüsse und teilweise auch seine Ufer boten ethnographisch noch vieles Neue. Denn weder der schwedische Forscher Erland Nordenskiöld noch der brasilianische General Rondon, beide bekannt durch ihre Arbeiten über Indianer Nordboliviens und Matto Grossos, noch die weniger bekannten und älteren Reisenden, Missionare und Wissenschaftler haben alle Winkel dieses ungeheuer großen Landes durchstreifen können. So ist es erklärlich, daß zahlreiche der Wissenschaft bis dahin noch unbekannte Stämme angetroffen wurden, darunter die Jabuti und Arikapu, deren Sprachen Elemente enthielten, die aus dem Sprachschatz der in Ostbrasilien verbreiteten Ge-Stämme kommen.

Ein Kinamo-Schmalfilmapparat (16 mm) leistete auf der Reise gute Dienste, obwohl das Klima in der Regenzeit schädigend auf das Filmmaterial einwirkte, da die Entwicklung nicht an Ort und Stelle erfolgen konnte. Auch gab es natürlich keine Möglichkeit, das Innere der Hütten genügend aufzuhellen. Der entstandene Film ist daher nicht erschöpfend. Aber er zeigt doch deutlich manche Vorgänge aus Hauswirtschaft und Handwerk, neben Spiel und Sport, Tänzen und religiösen Handlungen der angetroffenen Eingeborenen.

Auf der bolivianischen Seite des unteren Itenes (Guaporé) haben die sprachlich den Tschapakura angehörenden Moré und Itoreauhip ihre Wohnsitze. Beide Stämme unterscheiden sich nur durch ihre Dialekte und durch die Haartracht: die Moré tragen ihre Haare offen auf die Schulter herabfallend, die Itoreauhip binden sie zu einem Knoten zusammen. Doch halten einige Horden nicht mehr an diesem Kennzeichen fest, obwohl sie bis September 1933 mit den Zivilisierten in Kriegszustand lebten und daher von ihnen nicht beeinflußt wurden. Eisenwerkzeuge suchten sie sich allerdings schon seit mehr als hundert Jahren durch Raubüberfälle zu verschaffen.

Ihre Kleidung besteht aus meist gestreiften Rindenstoffhemden; doch laufen die Männer gewöhnlich nackt herum. Bei beiden Geschlechtern schnüren Baumwollfäden die Muskeln der Arme und Beine ein. Lippen und Ohrläppchen sind fein durchbohrt, bei Festlichkeiten wird vielfach Federschmuck darin getragen. Für den Kopf gibt es dann Reife und Kronen, für die Glieder Federbänder in mannigfachen Farben. Den Hals ziert häufig eine Kette aus zurechtgeschliffenen Samen. Zahllos sind Bänder und Gürtel aus Rindenstoff. Die Moré und Itoreauhip verzieren sie durch Anheften verschiedenfarbiger Baststreifen, durch Herausschneiden oder -brennen von Teilchen, so daß die Unterfläche hervorleuchtet, oder durch Bemalen mit allerhand Figuren. Das Bemalen des Körpers ist selten; aber die Frauen reiben sich und ihre Angehörigen gern mit Urucu ein, einer in Palmöl gelösten Pflanzenfarbe, die die Indianer zu wirklichen „Rothäuten“ werden läßt.

In Großfamilien, etwa 15-70 Köpfe umfassend, leben die Moré und Itoreauhip in mit Palmstroh bedeckten Giebelhütten, die allmählich aus einfachen Windschutzen entstanden sind. In der mückenreichen Zeit beziehen sie mit Patohu-Blättern völlig geschlossene Schlafhütten, die nur durch ein kleines, durch eine geflochtene Tür verschließbares Loch zugänglich sind. Ihre mit Bananen, Mais, Maniok, Inyame, Bataten, Ananas, Baumwolle und Urucu bepflanzten Rodungen und der Fischfang (Schießen mit Pfeilen von ihren Einbäumen aus, Reusen im Palisadenzaun, Giftliane) liefert den Lebensunterhalt; die Jagd mit Bogen und Pfeil auf Säugetiere und Vögel, bisweilen von bienenkorbartigen

Jagdhütten aus, hat nur Bedeutung, wenn die Moré und Itoreauhip zur Zeit der Fruchtreife ein Nomadenleben führen. Dann befestigen sie ihre baumwollenen Hängematten an die Stützen ihrer mit Patohu bedeckten Unterschlupfe, die ihnen Schutz vor Regenschauern gewähren.

Als Angehörige eines Kriegervolkes legen die Männer auf die Ausgestaltung der Rundbögen und Pfeile großen Wert. Erstere werden durch Bast- oder Baumwollumwicklung verstärkt und verziert; gern wird auch ein Federbüschel daran befestigt oder - wie bei den Pfeilen - ein Mosaik aus Federkielen angebracht. An die etwas mehr als meterhohen Pfeile sind als Fiederung zwei, drei oder vier Federhälften angenäht. Je nach dem Verwendungszweck für den Krieg, für Jagd auf größere Tiere, Vögel oder Fische sind sie mit Bambusmesser-, einfacher oder doppelter Holzsägespitze, mit Knochen- oder Rochenstachelspitze oder mit abgestumpften Holzeinsatz versehen. Jünglinge und Knaben befestigen gern eine durchlochte Nuß unterhalb der Spitze, weil sie sich dann an dem pfeifenden Geräusch des abgeschossenen Pfeiles erfreuen können.

Außer der Jagd und dem Fischfang besorgen die Männer noch die Hauptarbeit beim Hüttenbau und auf den Feldern. Sie holen den richtigen Bast aus dem Wald und klopfen ihn weich, sie nähen die Hemden, auch die ihrer Weiber mit Knochen- und Holznadeln; sie fertigen die Boote, die Tröge, die Sitze und Spielzeug aus Holz oder Wachs an; sie geben diesen Sachen mit dem Piranhakiefer oder mit dem Agutizahnmesser (Pfeilschärfen!) den letzten Schliff. Sie beteiligen sich sogar insofern an der Hausarbeit, als sie ihren Arbeitsplatz selber mit dem Besen aus dem Fruchtstand der Assahypalme fegen oder auch den Frauen gelegentlich helfen, etwas Maniokmehl für die Bereitung von Chicha zu zerkauen.

Den Frauen liegt in erster Linie die Hausarbeit ob. In den länglichen Trögen zerstampfen sie mit dem Mahlstein oder dem Mahlholz den Mais, sie schälen mit einem Holzmesser die Maniokwurzeln, sie reiben sie an einem dornigen Stelzwurzelstück der Paxiubapalme; sie drücken die erhaltene und gewässerte Masse durch die Stäbchenmatte und rösten diese auf dem Tonteller zu Farinha. Daraus werden von den Frauen Fladen ge-

backen, ganz ähnlich denen, die sie aus Maismehl herstellen. Daneben haben sie ständig für ihre Kinder zu sorgen. Und auch manches Handwerk üben sie aus. Die Töpferei liegt in ihren Händen. Sie zupfen die Baumwolle, verspinnen sie auf beide in Südamerika übliche Spinnmethoden zu Garn und verwenden dann einen guten Teil davon zum Knüpfen der Hängematten. Feinere Fäden verflechten sie auf dem wohl primitivsten Webrahmen zu den feinen Arm- und Beinschnüren. Sie ritzen auch die Kalebassen mit Muschelscherben und sind noch mit mancher anderen Arbeit beschäftigt.

Unter den Spielen sind das Maisblattballschlagen, das Drehen der Surrscheibe und die Fadenspiele besonders bemerkenswert.

Die Moré und Itoreauhip besitzen eine Menge Musikinstrumente. Mit einem Pfiff auf einem einfachen Rohr hat man sich schon vor jeder Wohnung bemerkbar zu machen. Diese „Tute“ wird nun in mannigfacher Weise ausgestaltet bis zur einfachen Längsflöte und Querpfeife. Will der Moré verschiedene Töne vereinigen, nimmt er zwei Flöten in den Mund oder baut sich aus beliebig vielen Rohren eine Panflöte auf. Kürbistrompeten sind sehr beliebt, ebenso Rasseln aus mit Samen gefüllten Kalebassen oder aneinandergereihten kleinen Kürbissen. Trommelschlag auf eine Pamblattscheide gibt den Rhytmus eines Galopptanzes an; der „taran“ Taktschläger, ein an einem Stab gleitender, aus einer Kalebasse bestehender Schallkörper den langsamen Rhytmus eines andern Tanzes. Ein Hüpftanz wird begleitet von den quäkenden Tönen einer am Unterarm geriebenen Heulkuye. Andere Tänze werden nur von Flötenspiel oder Gesang begleitet. Alle Tänze stellen augenscheinlich Vorgänge aus Legenden dar.

Auch die Kumana zwischen dem mittleren Cautario und dem Rio S. Domingos sind Tschapakura. In kultureller Beziehung weichen sie aber beträchtlich von den Moré und Itoreauhip ab. Die Kumana wohnen in großen ovalen Hütten. Nackt laufen bei ihnen die Weiber herum, wenn nicht Besuch und Festlichkeiten sie veranlassen, ihre mit herrlichen Mustern bemalten Rindenstoffhemden anzuziehen. Die Männer haben ausgesprochenes Schamgefühl. Sie zeigen sich nur in ihrem über der Hüfte hochgegürteten Bastkleid. Auch Jacken aus dem gleichen Stoff werden angefertigt. Die einschnürenden Bänder an Armen und Beinen

sind breit und mit Fransen versehen, der Schmuck ist sorgfältiger gemacht. Die Pfeile sind größer als bei den Moré; der Vogelpfeil hat eine Spitze aus mit Wachs verbundenen Tapirzähnen. Die Bastklopfer sind rund anstatt kantig, die Spindeln haben Wirtel aus Kalebassenschale anstatt aus Früchten oder korkigem Holz; die Frauen zermahlen den Mais auf breiten Platten aus der Brettwurzel eines Urwaldriesen anstatt in einem Mörser. Der Tanz ist ein Gänsemarsch im Kreise nach Gesang, Geräusch von Rasseln und den tiefen Tönen einer Kürbistrompete. Die Tasche des Zauberers enthält die Bambusrassel, die Stäbchen mit Schlangenzähnen zum Aufkratzen der Zunge im Betäubungszustand, eine Tabakrolle und ein Harz, das er als Zaubermittel in seine Maisblattzigarette mischt.

Die Kumana bilden kulturell schon den Übergang zu den ebenfalls Tschapakura sprechenden Abitana-Huanyam am Rio S. Miguel. Aber der Besitz von Giftpfeilen und Blasrohren unterscheidet diese doch wesentlich von jenen, zumal dazu noch zahlreiche Merkmale untergeordneter Art kommen. Und jede Huanyamfrau trägt auch heute noch trotz ihrer europäischen Kleidung den schweren Lippenpflock aus Quarz, der ihre Würde als verheiratete Frau anzeigt. Unter den Musikinstrumenten ist die aus den Oberschenkelknochen erschlagener Feinde gefertigte Trompete besonders zu erwähnen. Der Tanz bewegt sich auch hier im Kreise.

Im Gebiet des Rio Branco gibt es keine Tschapakura mehr. Aber in sehr vielen Sprachen treten Tupi-Elemente auf, doch so, daß diese Sprachen nicht als miteinander nahe verwandt bezeichnet werden können. Unter ihnen beherrscht der tupioide Stamm der Makurap kulturell alle seine Nachbarn. Er ist in vaterrechtliche Sippe aufgespalten, die sich nach Tieren oder Pflanzen nennen. Sie glauben an zwei gute Götter und an einen schlechten, Tschoari, den Herrn der Geister und Totenseelen. Dem Kult dient ein meist bemalter Mattenaltar, der in der Mitte des hohen Kegelhauses steht, der Eingangstür gerade gegenüber. Der Zauberer bedient sich bei verschiedenen Zeremonien und Krankenheilungen der Zauberrassel, des Zauberbrettes, verschiedener Heilpflanzen, des Schnupfrohres, der Zauberfeder und bisweilen auch anderer Geräte. Kleine in Maisblatt gewickelte Steinchen schützen gegen Krankheiten.

Die Makurap sind etwa 1,60 - 1,75 m groß, doch gibt es auch einzelne, die in ihrem Körpermaß darüber hinausgehen. Ein Mutumhäuptling erreichte 1,86 m. Die Angehörigen beider Geschlechter sind nackt bis auf die breiten, auf einem runden Holz in passender Größe gewebten, urucurot gefärbten Armbänder, dem aus Samen bestehenden Hüftgürtel, dem aus Sämereien oder zurechtgeschliffenen Muscheln bestehenden Halsschmuck, dem aus Rohr oder einem mit Federn beklebten und dann mit hellem Harz überzogenen Stäbchen bestehenden Nasenschmuck und dem aus Muschelschalen geschliffenen Ohrgehänge. Der Mann trägt außerdem immer den Penisstulp.

Geschlafen wird in der baumwollenen, geknüpften Hängematte über dem Lagerfeuer. Über ihnen liegen auf mit großen Stäbchenmatten belegten Gestellen die Früchte des Feldes. In einem riesigen Holztrog werden Mais, Bataten und andere Früchte nach dem Abkochen mit einem gewaltigen Schlägel zermahlen, um nach dem Durchseihen durch ein rundes Sieb und Zusatz von gekauter Masse zur Chicha zu werden.

Die einfachen Tongefäße werden ohne Zusatz aus guter Tonerde hergestellt. Korb- und Mattenflechterei ist Männerarbeit; die Frauen fertigen Kalebassen und Tragnetze aus Tukumfasern. Baumwolle wird auf Bakairiweise versponnen, spielt aber keine große Rolle.

Die Rodungen liefern Mais, Maniok, Erdnüsse, Bohnen, Bananen, Bataten, Baumwolle, Urucu und einige andern Früchte. Zum Auflockern der Erde benutzt man einen anderthalb Meter langen Stab, der auch bei sportlich ausgetragenen Fechtkämpfen Verwendung findet. Bogen und Pfeile entsprechen im großen und und ganzen denen der Huari (Nordenskiöld: Forschungen und Abenteuer); doch dienen die drei- und vierspitzige Pfeile ohne Knochenenden nicht dem Fischfang, sondern der Jagd auf die Inhambus aus den schmalen giebelförmigen Jagdhütten heraus.

Der Tanz besteht aus schnellen Schritten hin und her nach dem Takt von Bambustrompeten oder eines Musikinstruments, das aus 9 durch Wachs miteinander verbundenen Flöten besteht. Die eine Hand liegt dabei meist auf der Schulter des Vordermannes. Knochenflöten sind selten.

Auch die Arua sind ein tupioider Stamm. Eine ihrer Horden,

deren Gebiet an das der Makurap grenzte, ist auf einer Indianerstation gesammelt worden und trägt infolgedessen europäische Kleider. Ihre ursprünglich abweichende materielle Kultur ist von der der Makurap überdeckt worden. Das kommt auch bei den Tänzen zum Ausdruck. Doch bauen sie auch in S. Luiz bei gewissen Festen noch einen Baum auf, den sie umtanzen und an dem sie zum Schluß ihre Bambustrompeten aufhängen.

Auch die geringen Überreste der Wayoro, die sprachlich eine Mischung zwischen Makurap und anderen tupioiden Stämmen sind, haben die Makurapkultur völlig übernommen.

Sogar die Jabuti und Arikapu, deren völlig andere Sprachen zahlreiche Elemente der Oststämme Brasiliens, der Ge, enthalten, sind stark von den Makurap beeinflußt.

Ziemlich unabhängig sind dagegen die ebenfalls tupioiden Tupari geblieben. Sie besitzen keinen Mattenaltar. Dafür spielt das Schnupfen bei Zauberzeremonien eine viel größere Rolle als bei den übrigen Branco-Stämmen.

Von den Gegenständen der materiellen Kultur unterscheiden sich viele in ihrem Aussehen von denen der andern Indianer: der Bogen, die Pfeile (ein Vogelpfeil sieht dem Duellpfeil der Yurukare ähnlich), der Sitz, die Schambekleidung, der größte Teil des Schmuckes, die Spindeln, die Musikinstrumente. Hier gibt es eine viergriffige Längsflöte aus Bambus. Auf den Rodungen werden mehrere den übrigen Brancostämmen unbekannte Gemüsepflanzen gezogen. Käfer werden in den dicken Rückständen der Chicha gezüchtet, um in den Larven wohlschmeckende Leckerbissen und eine Beigabe zum Maniokbrot zu erhalten. Steinäxte waren noch im Gebrauch.

Von den Tänzen ähnelt der Chichatanz dem der übrigen Brancobewohner. Der Flötentanz wurde dagegen nur von zwei sogenannten Häuptlingen, die ständig in gleicher Entfernung voneinander blieben, vorgeführt.

Die Tupari nähern sich in ihrer materiellen und sozialen Kultur bereits den Amniapä (Mampiapä) und Guaratägaja im Gebiete des oberen Mequens und der auf dem gleichen Höhenzuge entspringenden Zuflüsse des Pimenta Bueno. Wie die Tupari aßen diese Indianer jedenfalls bis vor kurzem von Zeit zu Zeit Feinde und ungetreue Angehörige des eigenen Stammes.

Das ganze Leben der Amniapä und Guaratägaja ist von Zeremonien ausgefüllt. Mit dem Pfeil im Bogen marschieren die Gäste in ein immer aus mehreren bienenkorbartig aussehenden und um einen sauber gehaltenen Platz gruppierten Kegelhütten bestehendes Dorf. Erst nach gemessenen Reden und dem Austrinken einer großen Kalebasse Chicha ist freierer Verkehr möglich. Groß ist dann auch die gewährte Gastfreundschaft. In einem Spiel mit einem aus Kautschuk bestehenden Ball, der nur mit dem Kopf berührt werden darf, wird die Geschicklichkeit erprobt. Pfeile oder Schmuck sind der Einsatz jeden Mitspielers; ausgezählt werden die einzelnen Spiele mit Maiskörnern.

Kultisches Schnupfen im Männerkreise schließt sich an; die Weiber haben während dieser Zeit im Hintergrunde der Hütte zu verbleiben. Erst wenn die Speisen gesegnet werden und die Krankenheilungen beginnen, dürfen sie wieder hervorkommen. Ein reichliches Mahl schließt sich dann an. Der Tanz beginnt aber erst in den Abendstunden und dauert die Nacht hindurch an. Er endet bei Aufgang der Sonne. Kurze Zeit danach verabschieden sich die Gäste mit traurigen Reden und Tränen in den Augen.

Während im Branco-Gebiet Männer und Frauen fast den gleichen Schmuck tragen, ist er am Mequens bei beiden Geschlechtern sehr verschieden. Die Männer der Guaratägaja tragen außer dem Stulp, der nach seiner Machart die einzelnen Gruppen unterscheidet (die Amniapä tragen keinen) noch einen Schurz aus Buritypalmfasern, lange Schulterketten aus rund- und Halsketten aus eckig geschliffenen Muschelstücken. Den einen Arm ziert eine Kette aus weißen und schwarzen Samen; die Lippenharzstäbe sind mit einer Spitze aus Stachelschweinborste versehen; die Nasenscheidewand ist durchbohrt, sie schmückt ein Rohrstück oder bei festlichen Gelegenheiten ein Federstab. An den Ohrläppchen hängen eckige Muschelplättchen und bei Festen werden Federstäbe in die hineingebohrten Löcher gesteckt. Nur die abknüpfbaren, mit Fransen versehenen Arm- und Beinbänder mit dem teilweise reichen Behang aus Samen, Zähnen, Muschelplättchen und Federn sind beiden Geschlechtern bis auf geringe Abweichungen gemeinsam.

Die Frauen sind mit zahllosen Halsketten behangen, besonders solchen aus Samen. Doch sind für sie besonders charakteristisch

diejenigen aus ganzen Muschelschalen. Die Nasenschmucke sind mit Harz überzogene Federstäbchen oder Stäbchen mit aufgereihten Muschel- und Samenperlen. Ach die Ohrgehänge weichen etwas von denen der Männer ab.

Bis auf die gewirkten Bänder machen sich die Männer ihre Sachen selber. Sie ritzen oder bemalen die Behälter ihres Schnupftabaks, von denen einige Muster aufweisen, die denen des Xingu-Quellgebiets ähnlich sind. Sie fertigen auch die Maskenaufsätze, an denen die aus Palmfiedern geschnittenen Zähne auffallen. Als Instrumente dienen Piranhakiefer, Agutizahnmesser, Kieselsteine, nußartig Früchte zum Erweichen des Wachses und verschiedene Malstäbe. Auch die Palmfiederröcke werden von den Männern hergestellt, kein Wunder, da von ihnen ja auch die Körbe geflochten werden. Die Tanzfiguren sind meist aus Wachs gefertigt und haben in der Regel Vogelgestalt; die Masken selber stellen alle möglichen Tiere und auch Geister dar. Nach dem Gebrauch werden sie mit den dazu gehörigen Musikinstrumenten (Kürbistrompete, Panflöte, viergriffige Flöte, Knochenflöte, Rassel) in die Kuppel des „Häuptlings"hauses gehängt.

Die Frauen haben mit Hausarbeit, Kochen, Chichabereitung, Brennholz- und Wasserholen, Spinnen und Wirken genügend zu tun. Auch die Sorge für die kleinen Kinder nimmt viel Zeit in Anspruch. Säuglinge werden daher häufig in gepolsterte Stäbchenmatten gepackt, damit sie sicher aus der Hand gelegt werden können. Auch schmücken die Frauen die verschiedenen Kalebassen mit hübschen Mustern und beweisen dadurch, daß sie in einem gewissen Kunstsinn nicht hinter ihren Männern zurückstehen. Zum Kämmen des Haares fertigen sie kleine Stäbchenkämme an. Auch bereiten sie meist die Farben, derer sie, da sie auch sich und den Ihren die Körper und Gesichter bemalen, eine ganze Menge bedürfen.

Die Pauserna-Guarayu haben ihre ursprüngliche Kultur bis auf wenige Sachen völlig eingebüßt. Einige Gegenstände der Hauswirtschaft und des Mobiliars haben sich erhalten. Die Hängematte z. B. wird jetzt für den Verkauf hergestellt. Auch die Tongefäße werden, wenn auch in sehr vereinfachter Form von den Frauen getöpfert. Die Pauserna mischen den durch Stampfen alter Tonscherben erhaltenen Staub mit frischer Tonerde, um

widerstandsfähige Keramik zu erzielen. Der alte Schmuck ist fast völlig verschwunden.

Es ist natürlich, daß auch bei den schon von den Jesuiten christianisierten Tschikitano die ursprüngliche Kultur fast völlig verschwunden ist. Nur in wenigen Überlieferungen, vielleicht in einigen Tänzen lebt der alte Geist. Dagegen haben die karnevalistischen Maskentänze zu Ostern starken europäischen Einschlag.

Obige Zeilen sind natürlich nur ein kurzer Abriß der Beobachtungen, die ich bei den von mir besuchten Indianern gemacht habe. Sie sollen nur dazu dienen, den Film ein wenig zu erläutern.

Coleção Emil Heinrich Snethlage
http://www.etnolinguistica.org/snethlage